

Nr. 160 Bromberg, den 16. Juli 1933.

Anne Karine Corvin

Erzählung von Barbra Ring.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Lange blieb Frau Corvinia auf Anne Karines Bettrand sitzen und hielt ihre Hand in der ihren.

Anne Karine lag mit brennenden Wangen und großen glänzenden Augen, — ohne eine Träne. Sie hielten's nicht mit dem Weinen, die Corvins.

Und Tante Corvinia bekam alles zu hören. Von Sophie und von Anne Karines Versprechen.

„Ich glaube, du hast recht gehandelt, Kind. Nun kommt's darauf an, was dein Vater dazu sagt", sagte Frau Corvinia. Und sie versprach, Anne Karine zu Sophie, ja vielleicht bis nach Näsby zu begleiten.

„Vater wird gleich sagen, daß ich richtig gehandelt habe", sagte Anne Karine. „Und Onkel Mandt wird eine Weile donnern und poltern, weil Sophie ein Frauenzimmer ist. Aber zuletzt wird er ebenso lieb sein wie Vater — und du", sagte Anne Karine und sah Tante Corvinia an, als sei diese ihr eine ganz neue Offenbarung.

„Können wir morgen abend reisen, damit Sophie nicht so lange allein ist, nachdem sie es erfahren hat?" fragte Anne Karine.

„Ja, Kleine. Und nun gute Nacht. Gott segne dich", sagte Tante Corvinia und küßte Anne Karine auf die Stirn.

„Warum bist du nur plötzlich so zu mir?" sagte Anne Karine.

„Ich war auch einmal jung", sagte Tante Corvinia. Sie löschte das Licht und ging.

Und Anne Karine blieb allein im Dunkeln mit dem ersten großen Schmerz ihres Lebens.

*

„Lieber Vater und Onkel Mandt!

Einar Bersin ist tot. Ich bin dran schuld. Ich habe ihm versprochen, daß Sophie bei uns bleiben soll, so lange sie lebt. Ich kenne Sophie gut. Aber gesehen habe ich sie nie. Ihr werdet Sophie auch liebgewinnen. Sie hat lahme Beine. Tante Corvinia ist lieb geworden. Vielleicht ist sie krank? Sie begleitet mich zu Sophie, wir holen sie zusammen ab. Vielleicht kommt sie mit nach Näsby. Onkel Mandt, du darfst nie mehr schlecht von Tante Corvinia reden. Ich mag nicht mehr hier sein, wenn Einar Bersin tot ist. Er war mein bester Freund nach Euch. Ich will nie wieder von Euch und Sophie weg. Ihr dürft nicht sterben, bis ich alt geworden bin. Schickt Martin an die Bahn, er ist der Stärkste. Sophie muß getragen werden wegen ihrer lahmen Beine. Tante Corvinia telegraphiert, wann wir ankommen. Sophie soll das Zimmer neben meinem haben. Ich glaube, sie ist so klein und dünn, daß ich sie heben kann. Man sollte nicht sterben, ehe man alt ist.

Kari."

Matthias Corvin war allein, als er diesen Brief bekam. Er las ihn, ohne ihn recht zu begreifen. Er las ihn noch einmal — und tat dasselbe, was Doktor Jebs mit dem Zettel auf dem Stollen getan hatte, er übersetzte. Und in jeder Zeile las er Klein Karis Gewissensbisse und ihr Bedürfnis, wieder gutzumachen. Matthias Corvin saß lange mit dem Briefe in der Hand und starrte vor sich hin. Und aus dem Briefe stieg die Erinnerung an jenen Abend, vor vielen Jahren, als zwei der Pächter vom Näsbyhof angeschleppt kamen mit dem, was einmal der Doktor Per Staffert gewesen war — auf seine zusammengebundenen Skier gelegt. Das, was sie im Schnee unter der Felsschlucht gefunden hatten. Und vor Matthias Corvin stieg das Bild seiner Schwester Corvinia auf, fast noch ein Kind, wie sie auf den Boden sank mit einem so weißen Gesicht, — als sie die Bahre sah . . . „Die alte Geschichte", sagte Mathias Corvin zu sich selber. — Anne Karine sollte alles so haben, wie sie selber wollte, alles.

Kapitän Mandt las den Brief dreimal hintereinander. Und bei jedem Male sah er Corvin fragend an.

Aber Matthias Corvin sagte nichts.

„Donner und Doria, das ist doch zu toll. Unserer Kari so was anzutun. Einfach mir nichts dir nichts zu sterben", donnerte er endlich. „Und uns das Frauenzimmer auf den Hals zu laden. Weigre dich, Corvin. Weigre dich, Mensch. Du bist doch Herr in deinem eignen Haus. — Übrigens", fügte er hinzu, „vielleicht war es ganz gut, daß er starb, wer weiß, vielleicht war es gut."

„Das sage lieber nicht zu Kari, Mandt", sagte Matthias Corvin still.

Kapitän Mandt las den Brief noch einmal.

„Ist schon gut. Ist schon gut, Corvin. Lahme Beine. Armes Würmchen. Wir wollen gut sein, Corvin, Donnerwetter, das wollen wir. Lahme Beine. Da kann sie nicht umhergehen und schnüffeln. Muß hübsch sitzen bleiben, wo wir sie hinsetzen. Wir wollen sehr gut zu ihr sein, Corvin."

Während die Glocken läuteten und Leutnant Einar Bersin auf dem Kirchhof unter den alten Hängebirken in die Erde gesenkt wurde, glitt der Zug in den Bahnhof der dem Näsbyhof zunächst gelegenen Station ein. Anne Karine klemmte ihre Nase ganz flach an das Kupeefenster. Schon konnte sie die Schlitten sehen, den Kutschschlitten mit den zwei Braunen, den Breitschlitten mit „Plim", den Schmalschlitten — ihren eigenen kleinen Schmalschlitten — mit ihrem eigenen lieben kleinen Blakken.

Martin hielt die Pferde. Blakken brauchte nicht gehalten werden. Der stand da, den hübschen hellen Kopf ganz ruhig dem Zug zugewandt, und sah zu. Ach fein, den alten lieben Blakken wiederzusehen. Und denk' nur, es liegt noch Schnee. Nur hier und da ein paar schwarze Erdflecke auf den Feldern. — Erde. Jetzt senkten sie . . . Vielleicht in diesem Augenblick. — Nein, nicht denken.

Da standen Vater und Onkel Mandt auf dem Bahnsteig und spähten in alle Kupeefenster hinein.

*

Matthias Corvin hob behutsam eine kleine lichte Gestalt aus dem Schlitten und trug sie direkt aufs Sofa in der großen Stube auf Näsby.

„Willkommen auf Näsby, Sophie. Vergiß nun nicht, daß du in allem Karis Schwesterchen bist", sagte Matthias Corvin.

Das kleine Persönchen dort im Sofa schluchzte nur und drückte dankbar Matthias Corvins Hand.

Onkel Mandt ging vor dem Sofa auf und ab und starrte Sophie an. Erst ungeheuer mißtrauisch, aber nach und nach freundlicher, — bis endlich seine Gefühle kulminierten und er ins Eßzimmer marschierte und mit einem randvollen Glas Wein zurückkam.

„Trink", donnerte er und hielt Sophie das Glas hin, die nicht anders konnte, als es leeren.

„Das stärkt", sagte Onkel Mandt und wanderte mit dem leeren Glas wieder hinaus.

Sein Mißtrauen wurde wieder wach, als er sah, daß Sophie einen Stuhl hatte, in dem sie selbst umherfahren konnte. Aber trotzdem war es Onkel Mandt, der sich ausbat, Sophie die Treppe hinauftragen zu dürfen, als sie zu Bett wollte.

„Sie erinnert mich wahrhaftigen Gott an den lahmen Kanarienvogel, den meine Mutter mal hatte", sagte er, als er wieder unten war.

Frau Corvinia war mit Sophie hinaufgegangen.

Anne Karine war allein mit ihren beiden Vätern.

„Wie gut, wieder bei euch daheim zu sein", sagte sie.

Matthias Corvin strich ihr linkisch übers Haar und sagte nichts.

„Ja, Kari. Laß dich nicht wieder verlocken, Näsby zu verlassen", sagte Onkel Mandt. „Aber du hast uns Ehre gemacht draußen in der Welt, Mädel. Und dafür kannst du deinem alten Onkel Mandt danken, der dir solide Kenntnisse und ein honettes und gebildetes Wesen beigebracht hat. Donner und Doria."

„Ja, Onkel Mandt, dafür danke ich dir auch. Und jetzt mußt du mir helfen, Sophie beizubringen, daß ihr sie ebenso liebhaben wollt wie mich. nicht wahr, Vater?"

Matthias Corvin nickte.

„Nein, Kari, gut wollen wir sein. Sehr gut. Aber ebenso liebhaben, einen fremden Kanarienvogel ebenso lieb wie unser eigenes Kind — nee, Kari, das kannst du denn doch nicht verlangen. Ebenso nicht. Donner und Doria."

„Du mußt nicht mehr Donner und Doria sagen, Onkel Mandt", sagte Anne Karine.

„Wa—as? Darf ich nicht mehr deutsch reden?" Onkel Mandt starrte Kari an, als sähe er sie zum erstenmal in seinem Leben.

„Nein. Es könnte nämlich sein, daß jemand es nicht mag, selbst wenn er es nicht sagt. — Gute Nacht", nickte Anne Karine ernsthaft. Sie ging nach oben und schlief ein, in Kleidern, mit ihrem Köpfchen auf Soph'es Arm.

Aber unten saß Kapitän Mandt und glotzte seinen Freund Matthias Corvin an. Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch.

„Wäre sie länger aus unserer Aufsicht weggewesen, dann hätte sie doch Schaden genommen, Corvin. Todsicher. Donner und Doria."

*

II. Teil.

Zwei Jahre später.

Die Lonna — oder wie es auf der Karte hieß: der Lonnsee — schlief ihren weißen Winterschlaf. Lang und schmal ging sie aufwärts durch die flachen Gauen. Mittendrin machte sie einen Abstecher nach dem kleinen stillen Städtchen, um dort ein bißchen Leben in die Bude zu bringen. Aber wenn die Lonna schlief, schlief die Stadt mit.

Und die Lonna ging weiter um die breite Landzunge herum, wo draußen auf der Spitze die Kirche auf der Wacht stand, und machte sich schmäler und schmäler, je weiter sie nordwärts kroch. Sie schmiegte sich traulich an den Näsgau, der sich breit und mächtig den Näsbyberg hinaufdehnte. Schirmend ragte der hinter den langen gelben Gebäuden von Näsby, dem alten Hof der Corvins, hoch. Die Näsbyhäuser lagen im Viereck um den großen Hofplatz herum — mit weißen Fensterrahmen und weißer Eingangstreppe. Der Hof gehörte jetzt Matthias Corvin. Aber Herrin auf dem Hofe war seine achtzehnjährige Tochter Anne Karine.

Um den Grimsgau machte die Lonna einen Umweg, denn dort stand der Tannenwald dicht und schwarz bis ans Ufer hin und schob den Grimshof fast in den See hinaus. Der Hof lag an der äußersten Landspitze. Groß und weiß und regellos gebaut, halb aus Stein und halb aus Holz, mit riesigen steinernen Treppen an beiden Seiten und einer großen angeklecksten Glasveranda, die im Oberstock einen Altan bildete.

Ursprünglich war Grim Staatshof gewesen, war aber durch Tauschvertrag in den Besitz von Major Mogens gekommen und gehörte noch heute dessen Familie.

Zwanzig Jahre lang hatte der Hof jetzt unbewohnt gestanden, und der Verwalter Peder Snilen schaltete eigenmächtig und unredlich mit dem Gute seines Herrn Barten Mogens.

Der Grimswald folgte der Lonna nach Norden, wo er mit dem Näsbywald zusammenstieß, da, wo die Orra aus dem Näsgau hervorgerieselt kommt und in den See hinabschlüpft.

Und nördlich vom Grimswald lag das Berghotel.

*

Es war zwischen Weihnachten und Neujahr.

Es hatte getaut, und hinterher hatte die Kälte eingesetzt, knirschend und knitternd, und hatte den Tannenwald weiß und steif wie sprödes Glas gemacht. Und die Wege waren so glatt, daß Pferde und Menschen sich nur schwer auf den Beinen halten konnten.

Die Gäste des Sanatoriums — die älteren, die nicht Ski liefen — hielten sich den größten Teil des Tages drinnen beim Kartenspiel auf.

Aber die Frau Generalin Rosa Mogens meinte, sie sei der frischen Luft wegen hierhergekommen. Und da sei es richtig, soviel frische Luft wie möglich zu schnappen. Und wenn Frau Rosa Mogens heraus hatte, daß eine Sache richtig war, dann tat sie die Sache — mitten durch alle entfesselten Naturkräfte, Schicklichkeit, Familienklatsch und Kritik hindurch.

Die Generalin hatte einen langen Gang gemacht und wußte jetzt anscheinend nicht recht, wo sie war. Mitten auf dem steilen Weg blieb sie stehen und sah zweifelnd nach oben und nach unten. Der Weg war nach beiden Seiten hin spiegelglatt. Sie sah in den verschneiten Hochwald hinein und über die tote Fläche der Lonna. Die Sonne saß tief in einen dicken weißgrauen Himmel vermummt.

Es war ganz still. Nicht ein Laut — nur das Eichhörnchen saß und schabte an der Baumrinde, klammerte sich fest an den Stamm, drehte starr vor Schreck das Köpfchen und sah die Generalin Mogens an.

Die sah auch gar nicht so ganz ungefährlich aus.

Sie stapfte in niedrigen Mannsstiefeln aus Fettleder einher, in einem Pelz, der in der Taille von einem Riemen zusammengehalten wurde. Und auf dem Gipfel des weißen straff hochgekämmten Haares saß eine kleine abgeknabberte Pennsylvania-Pelzmütze.

Bei der Wahl ihrer Kleider nahm die Generalin auf nichts anderes Rücksicht als auf Bequemlichkeit und Dauerhaftigkeit. Übrigens kleidete sie sich zum großen Teil in die hinterlassenen Effekten des seligen Generals.

Die Generalin prustete. Sie nahm die Mütze ab und wischte ihr großes rosiges Gesicht mit ihrem riesigen Herrentaschentuch ab.

„Puh", sagte sie. Und lehnte ihren wohlbeleibten Korpus schwer auf den dünnen silberbeschlagenen Stock.

Knacks! sagte der Stock.

Die Generalin hielt den Stummel in die Höhe und sah ihn ärgerlich an.

„Da hast du mir ja einen netten Streich gespielt, mein Lieber", sagte sie. Hab ich's nicht gleich gesagt, als du mir ins Haus kamst, du warst mir zu fein."

(Fortsetzung folgt.)

Der Turmhahn.

Erzählung von F. Schrönghamer-Heimdal.

Ein Wettersturm war über Nacht über das Dorf gefegt und hatte den Turmhahn von seiner stolzen Höhe gerissen.

Am nächsten Morgen fand ihn der Pfarrherr vor der Sakristeitür und wunderte sich gewaltig über das flügelstarre Ungetüm, das in der luftigen Höhe des Turmes so winzig erschienen war. Aus nächster Nähe wies es sich in dreifacher Lebensgröße. So geht's mit den Dingen, die wir für klein halten und die wir deshalb gering schätzen, war sein Gedanke. Das macht der Abstand. Die Nähe erst zeigt ihre wahre Größe und ihr wahres Gesicht. Fehlt nicht weit zu einem Zentner.

Er hob den metallenen Morgenkünder auf und trug ihn mit Mühe in die Sakristei, wo er ihn mit beschaulichen Selbstgesprächen weiter musterte.

Ja, mein Lieber, so geht es halt mit den Großen der Welt, die auf Türmen thronen. Auf Türme reimt sich Stürme. Auch dich hat ein Sturm gestürzt und zu Boden geschleudert, aus der Höhe in die Tiefe, wie der Psalmist weiß: „Vom Hochsitz wirft er die Machthaber, und die Mühsalmenschen hebt er in seinen Adelsstand." Hoffentlich hast du vom Fall nicht zu viel Schaden genommen. Nur ein Riß an der Seite da. Meister Wambold, der Klempner, wird den Schaden bis zum Abend beheben, daß du morgen wieder auf deiner stolzen Höhe thronst. Er wird froh sein, wenn er in dieser Notzeit ein paar Märklein verdient. Aber, was ist denn das?

Der Pfarrherr hält höchlichst überrascht in seiner Betrachtung inne. Gold flimmert ihm aus der aufgeschlitzten Metallhülle des Turmhahns entgegen. Zu seiner größten Verwunderung stellt er fest: Der innere Teil des Ungetüms ist pures fingerdickes Gold, und die Eingeweide, die jetzt beim Umwenden aus dem Riß dringen, sind Goldstücke aus alten Zeiten. Dukaten und Dublonen mit den Bildnissen erloschener Kaisergeschlechter.

Semper Augustus. Allezeit Mehrer des Reiches, steht über jedem Bildnis.

Ein sorglich gefalteter Zettel quillt mit den Goldmünzen aus der Rißwunde des goldenen Turmhahns. In altertümlicher, seltsam verschnörkelter, aber doch sehr kräftiger und deutlich lesbarer Schrift gibt der Zettel sein Geheimnis preis: Item in entsgroßer Notzeit, anno 1649, habent die gemeinen Leut, so von Pestilenz und Krieg verschont blieben, das abgebrunnene Gotteshaus wieder erbauet. Wiewohl die Leut kaum genug zu essen hatten, habent sie doch alles, was an Goldmünzen noch vorhanden war, in diesen Turmhahn gegeben aus großem Opfermut und zum Gedächtnis für ewige Zeiten. Anselmus Pöringer, parochus.

Erschüttert steht der Pfarrherr. Dann ruft er Meister Wambold, den Klempner, damit er den Schaden behebe.

Er weiß, es wird eine unerhörte Versuchung für den Meister sein, wenn er ihm den unschätzbaren Wert des goldenen Turmhahnes mit seinen kostbaren Eingeweiden ohne Aufsicht überläßt. Denn es ist wieder eine Notzeit, und schon eine Handvoll dieser seltenen Goldstücke aus der Zeit des alten Römischen Reiches Teutscher Nation bedeutet für den Mann ein Vermögen.

Dennoch läßt er den Meister allein am Werk.

Er fragt nur, bis wann der Schaden behoben sein wird, damit die Dorfleute ihren Turmhahn nicht missen.

„Bis zum Abend", lautet des Meisters Bescheid.

„Gut", ist des Pfarrherrn vertrauensvolle Entgegnung.

Und Meister Wambold steht allein vor dem goldenen Turmhahn und der Goldflut der alten Kaisermünzen: Semper Augustus — Allezeit Mehrer des Reiches. Meister Wambold denkt nur einen Augenblick an seine Not. Dann schüttelt es ihn, und er haut mit dem Hammer hinter sich, als wollte er einen heimtückischen Einflüsterer erschlagen. „Schweinehund!" knirscht er den unsichtbaren Versucher an. „Da kennst du Meister Wambold schlecht." Schon lacht er befreit auf und gibt sich singend dem Werke hin: „O Deutschland hoch in Ehren, du heiliges Land der Treu." Den ganzen Tag singt und summt er bei seiner Arbeit immer nur dieses eine Lied.

Und wie der Pfarrherr abends Nachschau hält, ob der Schaden schon behoben ist, da findet er neben dem alten Zettel einen neuen, von Meister Wambolds schwerer Arbeitshand ungelenk geschrieben: „Ist wieder eine Notzeit anno 1933. Ist mir nichts geblieben aus der guten alten Zeit als ein Goldstück mit dem Bild des letzten Kaisers und ein anderes mit dem Bild des letzten Bayernkönigs. Hat mir die Inflation sonst nichts gelassen. Ist mein Letztes. Gebe es aber aus Opfermut in den goldenen Gockel zum Gedächtnis für ewige Zeiten. Johannes Wambold, Klempnermeister." Da jubelt es im Herzen des Pfarrherrn auf: Und die Mühsalsmenschen erhebt er in seinen Adelsstand.

Meister Wambold, bist selber wie der Turmhahn da, außen rauhes Blech, innen lauteres Gold.

Meister Wambold, bist selber ein König und Kaiser, semper Augustus, allzeit Mehrer des Reiches.

Die Dümmste.

Skizze von Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Im Audienzsaal des Potsdamer Schlosses waren die Damen versammelt.

Nach langem Zögern hatte Friedrich der Große die Gnade gezeigt, sie empfangen zu wollen, ein seltenes Ereignis, denn er haßte, „mit dem Frauenzimmer über nichts zu sprechen" und so die kostbare Zeit zu vergeuden. Aber von den Damen trug jede etwas auf dem Herzen, und die Zugelassenen saßen oder standen, mit ihren schönsten Toiletten angetan, erwartungsvoll im Saal. Der König hatte keine Eile, die Audienz zu eröffnen. Die Höflichkeit der Monarchen, pünktlich zu sein, war nur in militärischen Dingen sein Fall.

Doch nach einiger Zeit öffnete sich die Flügeltür zu seinem Kabinett, weit — wohlwollend möchte man sagen — und wer einen Blick in den Nebenraum erhaschte, sah die bekannte Gestalt des Königs, die Hände am Rücken langsam auf und ab gehen.

Am preußischen Hof war das Zeremoniell zwar streng geregelt, und jeder wußte so ziemlich Bescheid, wo er hingehörte, aber manchmal gab es eine ungelöste Rangfrage zwischen Zivil und Militär. So auch jetzt. Zwei ältere Exzellenzen warteten gespannt rechts und links der Tür, gewillt, sich den Vortritt der ersten Audienz streitig zu machen, die eine lang und rappeldürr, die andere von umfangreicher Beleibtheit.

Nun stürzten sie gleichzeitig vor, jede drohend den Blick auf die andere gerichtet und bereit, sich mit Gewalt den Eingang zu bahnen. Doch sie stutzten vor den forschenden Augen der Majestät und standen einander gegenüber wie zwei böse Hunde aus Porzellan.

Einen Augenblick betrachtete der König belustigt das Spiel, dann ärgerte er sich, als es kein Ende nehmen wollte, und rief mit scharfer Stimme, daß alle erzitterten: „La plus sotte entrera la première" — Die Dümmste soll als erste hereinkommen. — Das wirkte wie ein Blitz, die beiden Exzellenzen hielten wie versteinert den Atem an, und ein furchtbares Schweigen legte sich über den Saal.

Doch am Ende des Raumes, dort wo sich die jüngeren Frauen zusammendrängten und fürchteten, bei der schlechten Laune des Königs gar nicht mehr zu Wort zu kommen, erhob sich rasch ein hübsches zierliches Dämchen, trippelte anmutig auf seinen Stöckelschuhen durch das lange Zimmer, ging zwischen den versteinerten Exzellenzen durch die Tür, trat entschlossen in des Königs Kabinett und machte eine tiefe Reverenz.

„Wahrscheinlich bin ich die Dümmste in dieser erlesenen Schar."

Friedrich betrachtete sie erstaunt, schon halb belustigt!

„Sie ist also die Dümmste, Sie mag bleiben."

Er winkte, die Flügeltür wurde geschlossen, und Frau von Rothagen hatte ihre Audienz.

„Und Sie wünscht?"

„Majestät", begann sie, ein wenig schüchtern und leise verängstigt, aber ein wohlwollender Blick der großen Augen des Königs gab ihr Mut und, von Jugend an selbstbeherrscht, legte sie ihr Anliegen in kurzen Worten dar: Ihr Mann, erzählte sie, der als Offizier in des Königs Dienst gern und tapfer stehe, sei entschlossen gewesen, im Herbst seinen Abschied einzureichen, aber nach seiner Majestät jüngster Kabinettsordre sei dies den Offizieren bei strengster Strafe verboten, und da sie nicht klug genug sei, sich selbst zu raten, bitte sie den König, sich ihrer väterlich anzunehmen. „Majestät müssen entschuldigen, ich bin nun einmal die Dümmste unter den Damen." Und wieder machte sie mit zauberhafter Anmut die große Reverenz.

Ein Nicken des Königs ermunterte sie fortzufahren. „Mein Mann bliebe am liebsten Offizier und weiß auch nichts von meiner Demarche. Aber wir sind arm, und zwar sehr arm. Nun hat mir ein entfernter Oheim, ein Original in Thüringen, ein schönes großes Gut vermacht unter der Bedingung, daß mein Mann die Wirtschaft führt und den Dienst beim Regiment quittiert. Der Kinder wegen, Majestät . . ."

„Lasse Sie sich scheiden und heirate einen Krautjunker."

„Ich liebe meinen Mann, und er liebt mich."

Das klang so einfach, so natürlich und herzenswarm, daß es den König eigenartig berührte. Er wußte, seine Offiziere und Kavaliere hätten darüber gelacht. Ein unbekanntes Gefühl schlug mit starker Welle an seine Seele, und er sagte ebenso einfach, doch ein wenig unsicher: „So so."

Geschickt benutzte sie die kleine Pause, plauderte von den Kindern, ihrem Mann und dem Gut, flocht ein, daß der Rittmeister lieber den Pallasch führe als die Landwirtschaft, und endete, sie wisse ja, daß alles töricht sei, was sie vorbringe, aber der König selbst trage Schuld an ihrem Geständnis, denn er habe nun einmal die Dümmste zu sich befohlen.

Ein Lächeln ging über Friedrichs ernst durchfurchtes Gesicht. Er nahm die Klingel zur Hand, zwei schrille Töne schlugen an ihr Silber.

Sie wollte erschrocken schweigen und trat einen Schritt zurück.

Als aber der Sekretär erschien, vom Adjutanten gefolgt, sagte der König lakonisch: „Dem Rittmeister von Rothagen wird der erbetene Abschied bewilligt." Dann schnitt er den gerührten Dank mit den Worten ab: „Sie hat eine dumme Situation klug ausgenützt. Das verdient Belohnung im Salon wie im Feld."

Und zum Adjutanten gewendet, der steif an der Türe stand, fügte er hinzu: „Man soll mir meine Flöte bringen. — Die übrigen Damen ein andermal."

Man kann sich die Gesichter im Saal vorstellen, als diese Botschaft verkündet wurde und die kleine Frau von Rothagen nach halbstündiger Audienz durch die Reihe der Wartenden schritt.

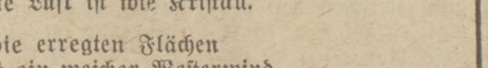


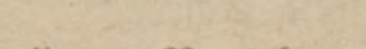
Strandlied.

Feuertrunken sind die Wasser,
Nun versinkt der Sonnenball.
Alle Dünen werden blasser,
Und die Luft ist wie Kristall.

Über die erregten Flächen
Kommt ein weicher Westerwind,
Und es wird ein heimisch Sprechen,
Wo die stillen Gräser sind.

Hans Bethge.









Bunte Chronik



6000 Brautpaare gleichzeitig getraut.

In Charbin, der Hauptstadt der Mandschurei, wird zurzeit eine der kuriosesten Feierlichkeiten, die die Welt je gesehen hat, vorbereitet. 6000 Paare werden demnächst durch einen einzigen festlichen Akt getraut.

Die Japanische Regierung beschloß vor einem halben Jahr, eine Reihe von Hochschulen für angehende Bräute einzurichten, um die Heranbildung der jungen Mädchen und künftigen Hausfrauen im nationalen Sinne zu beeinflussen. In diesen Kursen, die in jeder größeren Stadt organisiert worden waren, lernte die heiratsfähige weibliche Jugend die Kunst vernünftiger Haushaltsführung.

Aus diesen Kursen gingen jetzt 6000 Mädchen zwischen 16 und 20 Jahren hervor und erhielten die staatlichen Atteste über ihre besondere Tauglichkeit zur Familiengründung. Nun sorgt der Staat auch für ihre Verheiratung. In den letzten Monaten sind tausende unverheirateter japanischer Beamter in dem neuen, unter japanischem Protektorat stehenden Staat Mandschukuo eingestellt worden, und diese jungen Japaner sehnen sich nach Häuslichkeit, die den Sitten und Gebräuchen ihrer Heimat entspricht. Die Japanische Regierung gab also bekannt, daß alle jene jungen Mädchen, die in den Brautschulen ausgebildet worden seien, sich bei dem Lehrkörper ihrer Schule melden und ihren Wunsch zur Verheiratung mit jungen Japanern, die im Staate Mandschukuo im Dienste des Vaterlandes stehen, mitteilen sollten. Mit wenigen Ausnahmen meldeten sich alle 6000 „diplomierten" Bräute und gleichzeitig auch ebensoviel Bräutigame aus der Mandschurei. Die Wahl war bald getroffen auf Grund der ausgetauschten Photographien, und die Verlobung der 6000 Paare ist bereits vollzogene Tatsache. In den nächsten Wochen überqueren zahlreiche mit Blumen bunt geschmückte Schiffe das japanische Meer und bringen die heiratslustigen jungen Mädchen ans Festland. Dann wird die größte Hochzeit der Welt in Charbin unter großen Feierlichkeiten stattfinden. 6000 junge Paare erhalten gleichzeitig den priesterlichen Segen und reisen dann in ihre neuzugründenden Heime.



Lustige Ecke



Der Gute.



„Mutti, ich hätte gern noch ein kleines Schwesterchen!"
„Was willst du denn damit?"
„Verhauen — Mutti; so wie die anderen Jungen es machen!"

Verantwortlicher Redakteur: J. V.: Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg